
Alte Geschichte – eine alte Geschichte?

Klaus Rosen

Wer nicht von dreitausend Jahren
Sich weiß Rechenschaft zu geben,
Bleibt im Dunkeln unerfahren,
Mag von Tag zu Tage leben.

Goethes Zeilen könnten bereits die autoritative Antwort auf meine Titelfrage sein. Aber ich habe die vier Verse zunächst nur wegen der Zahlenangabe des Dichters zitiert: Die erste Hälfte der 3000 Jahre umfasst ziemlich genau die Zeitspanne, die nach herkömmlicher Fächereinteilung die Alte Geschichte, das Arbeitsfeld des Althistorikers, ausmacht, also die etwa 1000 vor Christus einsetzende griechische Geschichte und die nachfolgende römische Geschichte. Um 500 nach Christus geht die griechisch-römische Geschichte in das Mittelalter über, das Gebiet des Mediävisten. Die Zeitgrenze hat allerdings eher äußere arbeitsökonomische als innere Gründe, Goethe hat Recht, wenn er *e silentio* auf die Kontinuität und mithin auf die Einheit der 3000-jährigen Geschichte abhebt, und zwar der europäischen, wie wir noch sehen werden. Ablesbar ist die Kontinuität vor allem am Christentum, das mit dem letzten Drittel der ersten 1500 Jahre beginnt und als dritter großer Strang zur griechisch-römischen Antike hinzutritt.

Die Antike im öffentlichen Bewusstsein

Doch gibt es heute noch viele, die sich Goethes Mahnung zu Herzen nehmen, die nicht „im Dunkeln unerfahren“ bleiben wollen, die sich folglich mit 3000 Jahren und daher auch mit der Alten Geschichte beschäftigen? Denn vom Ist-Bestand einer Wissenschaft muss ausgehen, wer Vermutungen über ihre Zukunft anstellen will. Die *vox populi* fragt zudem gern nach dem Nutzen einer solchen Geisteswissenschaft oder überhaupt der Geisteswissenschaften, während ihr der Nutzen bei den Naturwissenschaften oder bei einer technischen Neuerung leicht begreiflich zu machen ist. Daher: Welche Rolle spielt die Alte Geschichte oder allgemeiner die Antike im Bewusstsein der Öffentlichkeit? Keine kleine, hat man den Eindruck, wenn man die Besuchermassen beobachtet, die sich in Ausstellungen zu antiken Themen drängen, sei es zu Troja oder zu Konstantin dem Großen. Filme über Alexander den Großen oder Hannibal sind ebenfalls Publikumsrenner, und Biographien über Caesar, Nero oder Marc Aurel, mögen sie streng wissenschaftlich sein oder phantasievoll fabulieren, finden immer ihre Leser. Bleibt dank dieser Medien auch historisches Wissen hängen? Das mag sich mancher Geschichtslehrer an der Schule oder Geschichtsprofessor auf der Universität fragen. Ein demoskopisches Institut müsste dazu eine breite Untersuchung anstellen. Ein weniger aufwendiges Verfahren böte sich an: Wie oft werden im Internet Themen oder Personen der Antike angeklickt? Ich vermute: Ergänzend zu Ausstellungen, Filmen und Büchern wird es nicht selten sein.

Mit Befriedigung dürften Lehrer und Liebhaber der Alten Geschichte die Feuilletons der überregionalen Tages- und Wochenzeitungen aufschlagen: Neuerscheinungen zu antiken Themen werden regelmäßig besprochen. Sich ärgern, dass die Neue Geschichte und die Zeitgeschichte

stärker vertreten sind, hieße die Liebe zum eigenen Fach übertreiben. Der Blick auf die von den Zeitungen veröffentlichten Spielpläne der deutschen Bühnen zeigt ferner, dass auch die drei großen griechischen Tragiker oder die griechischen und römischen Komödien nicht vergessen sind. Kaum ein Regisseur versäumt, seinem Publikum vorzuführen, wie zeitgemäß die Antike in diesen Stücken sein kann. Mancher Zuschauer bekommt danach Lust, die alten Texte in einer Übersetzung nachzulesen. Der beachtliche Bestand an Übersetzungen griechischer und lateinischer Autoren bedient gewiss nicht nur Schüler und Studenten, die eine Hausarbeit in Alter Geschichte schreiben müssen.

Eine ehemals wichtige Vermittlerin der Antike scheint mir allerdings schwächer geworden zu sein: die Schule. Der Rückgang des Latein in den verschiedenen gymnasialen Zweigen, der sich erst in jüngster Zeit umgekehrt hat, und der Wegfall des Griechischen auf dem alten Humanistischen Gymnasium sind ein Grund. Dazu kommt die Neugestaltung des Geschichtsunterrichts, der sich in Alter und Mittelalterlicher Geschichte auf einzelne thematische Schwerpunkte konzentriert. Diese dem Universitätsstudium abgeschauete Form entsprang der löblichen Absicht, Einzelaspekte der Antike und des Mittelalters für bestimmte moderne Themen zu aktualisieren. Aber in der Schule lässt sich mit derartigen vereinzelt Probeforschungen eine fremde Gesamtepoche nicht recht erfassen. Kommt ein Abiturient an die Universität, um Geschichte zu studieren, hat er von Alter und Mittelalterlicher Geschichte kaum je eine Ahnung. Nachhaltiger war der alte, chronologisch fortschreitende Geschichtsunterricht, der sich auf zweimal drei Jahre verteilte und in der Mittelstufe einen ersten Überblick bot, der in der Oberstufe vertieft wurde. Er vermittelte vor allem auch historische Kontinui-

tät, ausgehend von der Antike, die in der Regel ein Jahr lang behandelt wurde. Über meiner Kritik will ich nicht die Ausdehnung der sekundären Bildung in den vergangenen Jahrzehnten vergessen, folglich auch nicht die Tatsache, dass heute fast die Hälfte eines Jahrgangs das Gymnasium besucht und im Geschichtsunterricht wenigstens einmal mit der Antike in Berührung kommt. Einen einflussreichen Kontakt anderer Art bietet der moderne Massentourismus in den europäischen Süden, in die Türkei und nach Nordafrika. Man kann vermuten, dass mancher Reisende, angeregt von den antiken Bauwerken und Exponaten, sich zu Hause mit der Geschichte, Literatur und Kunst der Antike eingehender beschäftigt.

Schließlich die Alte Geschichte in Forschung und Lehre auf der Universität. Dass das Fach in Deutschland und in den anderen europäischen Ländern oder in den Vereinigten Staaten kränkelt, wird niemand behaupten, der einen Blick in die Bände der *L'Année philologique* wirft, des vollständigsten internationalen Jahresverzeichnisses der Altertumswissenschaft. Die Zahl der Titel hat in den vergangenen Jahren stetig zugenommen und liegt mittlerweile bei über 13.000 Einträgen pro Jahr. Die intensive Forschung hat dazu geführt, dass wir heute die Antike in ihrer geistigen und gesellschaftlichen Entwicklung besser verstehen als je zuvor.

Altertumswissenschaftlicher Verbund

L'Année philologique spiegelt auch gut, wie verflochten die altertumswissenschaftlichen Fächer heute sind, wobei die Alte Geschichte eine Art Mittelstellung im Kreis ihrer Nachbarn einnimmt. Griechische und lateinische Philologie stehen an erster Stelle, schon weil ohne gründliche

Kenntnisse des Griechischen und Lateinischen gediegenes wissenschaftliches Arbeiten in der Alten Geschichte nicht möglich ist. Archäologie und antike Rechtsgeschichte, Philosophie und Religionsgeschichte, Patrologie und Alte Kirchengeschichte sind weitere Nachbarfächer, die wie die beiden Philologien geben und nehmen. Die Alte Geschichte bedient sich ihrer Ergebnisse. Sie selbst liefert den Nachbarn den historischen Hintergrund, und das um so mehr, als deren bloß ästhetische oder dogmatische Leitlinien längst von einer historischen Betrachtungsweise abgelöst wurden. Hinzu kommt, dass der geographische Rahmen der Alten Geschichte nicht mehr nur der des so genannten Klassischen, von der griechisch-römischen Literatur bestimmten Altertums ist. Der Alte Orient und Ägypten gehören als Vor- und Begleitskulturen mit zur Alten Geschichte, die immer mehr Beziehungen vor allem zum archaischen Griechenland aufgedeckt hat. In der römischen Geschichte ist der Kranz von Völkerschaften rings um das Imperium Romanum einzubeziehen. Deren bald friedliche, bald feindliche Verbindungen zum großen Nachbarn haben sich in der griechischen und lateinischen Literatur niedergeschlagen. Sie verlieh den schriftlosen so genannten Randkulturen eine Stimme, die heute hilft, ihre materiellen Hinterlassenschaften zu interpretieren. Die Ethnologen und Linguisten, die sich mit Skythen und Thrakern, mit Illyrern und Berbern beschäftigen, kommen ebenso wenig ohne Alte Geschichte und Altphilologie aus wie die Keltologie und die Germanische Altertumskunde. Hilfe kommt dabei auch immer mehr von den Naturwissenschaften, der Paläopathologie, der Paläobotanik und der anorganischen Chemie mit der C 14-Methode. Den jüngsten Beitrag leistet die Genforschung. Vor kurzem hat sie eine 2500 Jahre alte Streitfrage entschieden: Die Etrusker waren kein autochthones Volk der italischen Halbinsel, wanderten auch nicht aus dem Norden über die Al-

pen ein, sondern sie kamen aus Kleinasien, wie das schon im fünften vorchristlichen Jahrhundert der Historiker Herodot behauptet hat. Zu einer wertvollen technischen Helferin der Altertumswissenschaften hat sich inzwischen die Unterwasserarchäologie entwickelt, von der noch manche spektakulären Funde zu erwarten sind.

Die Alte Geschichte steht also in einem großen altertumswissenschaftlichen Verbund. Nach ihrer Zukunft gefragt: Würde sie und mit ihr dieser Verbund demnächst wegfallen, so entstünde im kulturellen Leben der Gegenwart ein großes Loch, für das gewiss weder ein Politiker noch ein Naturwissenschaftler die Verantwortung übernehmen möchte. Beide würden vielleicht trotzdem im stillen oder laut die Frage stellen, ob ein derartig ausgedehnter Wissenschaftsbetrieb mit seinen Produkten, den Büchern und Zeitschriften, den Kongressen und mittlerweile dem Austausch im Internet, nicht ein überzogenes selbstbezogenes System sei, das zwar Schule und Öffentlichkeit teilhaben lässt und daher Anspruch auf Finanzierung aus öffentlichen Mitteln beanspruchen darf, bei dem es sich letztlich aber um ein grandioses *l'art pour l'art* handelt, um einen schönen Zeitvertreib, der viele in Arbeit und Brot setzt. Die Frage berührt erst recht die Zukunft der Altertumswissenschaft. Das Bemühen, für einen „schönen Zeitvertreib“ zu sorgen, wäre angesichts der wachsenden Freizeit in der modernen Arbeitswelt und der stetig größer werdenden Zahl von Senioren gewiss eine sinnvolle gesellschaftspolitische Aufgabe. Doch genügt sie, um den Unterhalt eines solchen Riesenbetriebs zu rechtfertigen?

Antike und europäische Identität

Banal, aber prägnant gefragt: Was hat uns die Antike heute noch zu sagen? Der Zweifel, der in der Frage mitschwingt, ist alt, sogar sehr alt: Er geht auf die Antike selbst zurück. Und zahlreich sind die Argumente, die sich seitdem in der *querelle des anciens et des modernes* Skeptiker und Verteidiger vorgehalten haben. Die schlichteste Rechtfertigung hat, wie schon angedeutet, Goethe mit seiner Zahlenangabe geboten: Wer Europas Gesamtgeschichte gründlich kennenlernen will, muss die 1500-jährige Geschichte der Antike miteinbeziehen. Wer dann in einem nächsten Schritt die europäische Gegenwart – nicht ihre derzeitige Politik und Wirtschaft, ihre Kunst und Technik, sondern deren geistige Wurzeln – umfassend verstehen will, muss bei der Antike anfangen. Wer antwortet, so umfassend möchte er die Gegenwart gar nicht verstehen, dem wird man heute höflicherweise nicht mehr mit Goethes hartem Tadel entgegenen. Eher wird man ihn fragen, wie er sich den Unterschied zwischen Europa und Indien oder China erklärt. Denn deren geistige Physiognomie versteht letztlich auch nur, wer mit Goethe 3000 Jahre zurückgeht. Keinem gebildeten Inder oder Chinesen würde einfallen, das zu bestreiten. Sie wissen: 3000 Jahre Geschichte machen Indiens und Chinas Identität aus.

Für Europa – und sein geistiges Ziehkind Amerika – gilt dasselbe. Auf dem griechisch-römisch-christlichen Fundament der Antike ist Europas Identität erwachsen. Darauf verwiesen osteuropäische Intellektuelle, als die Europäische Union nach Osten erweitert wurde. Weil die Türkei diese Identität nicht teilt, tut sich die Union mit der Einbeziehung Kleinasiens so schwer. Denkbar wäre allerdings eine Türkei, die sich eines Tages offiziell darauf besinnt, dass auch ihr Staatsgebiet einst dem griechisch-römischen Kulturkreis in seiner

vorchristlichen und dann in seiner christlichen Form angehört hat, und das weit über ein Jahrtausend.

Wer also Europas geistige Einheit fördern will, für den verwandelt sich die Frage, ob Alte Geschichte eine Zukunft hat, in die Forderung: Alte Geschichte muss eine Zukunft, nicht nur eine Vergangenheit haben!

Seit dem oben genannten Ende der Antike um 500 nach Christus hat sich jedes nachfolgende Jahrhundert mit ihr auseinandergesetzt, so dass sie also im Grunde kein Ende genommen hat. Jedes Jahrhundert führte die Auseinandersetzung auf seine Weise, weshalb weder die Renaissance des 15. und 16. Jahrhunderts, noch die Griechenbegeisterung des 18. und 19. Jahrhunderts, noch der Dritte Humanismus des 20. Jahrhunderts für das 21. Jahrhundert ein unmittelbares Vorbild sein können. Doch das Bewusstsein zu fördern, dass die Antike mit ihren drei Komponenten Griechentum, Römertum und Christentum sowie deren Nachleben in allen europäischen Staaten zum heutigem geistigen Profil des Kontinents beigetragen hat, wäre zweifellos eine aktuelle Aufgabe. Sie richtet sich in erster Linie an die Höhere Schule, die mittlerweile von gut der Hälfte aller Jugendlichen in Europa besucht wird. Unterrichtsgrundlage könnte ein international zu erarbeitendes Geschichtsbuch sein, das anders als das *Europäische Geschichtsbuch* von 1992 der Antike und ihren Nachwirkungen den nötigen Raum gibt.

Die Universitäten in Europa sind ebenfalls gefordert. Sie sollten sich dabei das vielberufene Vorbild der Vereinigten Staaten zu Herzen nehmen, wo das Bachelor-Studium auch auf die Allgemeinbildung der Studenten Wert legt. Der Bologna-Prozess hat für die europäischen Universitäten Rahmenbedingungen festgelegt. Zu Inhalten hat er nichts gesagt. Warum nicht in den Cultural Studies ein europaweites Modul „Die Antike und ihr Nachleben“ einführen, bei dem auch diejenigen Studenten, die keine Geschichte

studieren, Punkte für das Bachelor-Examen sammeln können?

Schließlich das Programm „Lebenslanges Lernen“, das im Gefolge des Bologna-Prozesses im Jahr 2001 inauguriert wurde und in das die Antike und ihr Nachleben ihr unerschöpfliches Wissenspotenzial einbringen könnten. Dass es in der Öffentlichkeit gerade von der älteren Generation bereitwillig angenommen würde, lehren die zahlreichen Senioren, die seit einiger Zeit auf unseren Universitäten die Veranstaltungen zur Alten Geschichte besuchen.

Europäisches Gemeinschaftsbewusstsein als Zukunftspotenzial

Das Ziel einer solchen Bildungsoffensive für Schule, Hochschule und Öffentlichkeit darf sich auf Goethe berufen. Seine eingangs zitierten Verse beschließen ein Gedicht aus dem *Buch des Unmuts*, dem fünften der zwölf Bücher des *Westöstlichen Divan*. Das Gedicht beginnt mit einer wortschöpferischen Klage über die Zersplitterung Europas. Goethe dachte dabei an das diplomatische Geplänkel auf dem Wiener Kongress, der 1814 eröffnet wurde, demselben Jahr, in dem der *Westöstliche Divan* entstand:

Und wer franzet oder britet,
Italienert oder teutschet,
Einer will nur wie der andere,
Was die Eigenliebe heischet.

Über die Eigenliebe hat Europa das Erbe von 3000 Jahren vergessen und lebt, wie der letzte Vers des Gedichts besagt, „von Tag zu Tag“. Doch Goethe war überzeugt, dass sich die nationalen Egoismen, wenn nicht aufheben, so doch zügeln ließen. Die Europäer müssten sich nur bewusst werden, dass sie eine Gemeinschaft sind, die eine

3000-jährige Geschichte miteinander verbindet. Diese Gemeinschaft ging für Goethe weit hinter das mächtige Gegengewicht der europäischen Einheit zurück, die nationalstaatliche Entwicklung des 18. und 19. Jahrhunderts.

Heute haben wir die politische Einheit Europas erreicht. Doch Goethes Feststellung von 1814, dass der eine wie der andere nur will, „was die Eigenliebe heischt“, klingt, als habe er sie nicht den Teilnehmern des Wiener Kongresses, sondern den Mitgliedern der Europäischen Union kürzlich ins Stammbuch geschrieben. Wenn es für die nahe Zukunft ein Mittel gegen die nationale Eigenliebe geben sollte, ist es dann nicht am ehesten das, welches Goethe empfohlen hat? Auch für die fernere Zukunft sollte Europa der griechisch-römisch-christlichen Antike in seinem geistigen Haushalt einen festen Platz einräumen. Sie könnte dringend gebraucht werden, falls eines Tages der Versuch unternommen wird, den Europäern eine ihnen fremde Vergangenheit als die bessere religiöse und geistige Grundlage aufzuzwingen.